

Ludwig M. Eichinger
SPRACHE UND KULTUR

Sprache und Kultur Hand in Hand

Antike und Christentum, so hat der Sprachhistoriker Theodor Frings in seiner *Grundlegung einer Geschichte der deutschen Sprache* festgestellt, hätten an der Wiege der deutschen Sprache gestanden. Die deutsche Sprache, zumindest ihr althochdeutscher Beginn, spiegle diese kulturellen Einflüsse wieder und präge ihrerseits die kulturellen Grundlagen und Vorstellungen all der Menschen, von denen diese Sprache verwendet wurde. Und natürlich ziehen sich die kulturellen Erinnerungen, die sich so in ihr angelagert haben, bis heute durch unsere Sprache. Um unsere Sprache, um das Deutsche, soll es denn auch im Folgenden nur gehen.

Was Theodor Frings für den Beginn der deutschen Sprachgeschichte formuliert hat, stimmt in analoger Weise für ihren weiteren Verlauf. Wir sehen das vor allem an den Wendungen und Übergängen, die durch Kulturkontakte, die immer auch Sprachkontakte sind, ausgelöst worden sind. Wir müssen nicht durch die ganze Sprachgeschichte gehen, um die Beispiele zu finden.

Kommunikationsgeschichte als Kulturgeschichte

Eine Reihe zentraler Umschwünge der deutschen Sprach- wie der deutschen Kulturgeschichte lassen sich als Stufen der Emanzipation der europäischen Volkssprachen gegenüber dem Lateinischen und des Deutschen gegenüber anderen europäischen Sprachen verstehen. Jede dieser Veränderungen hat neue Möglichkeiten für immer weitere gesellschaftliche Gruppen eröffnet.

Einen der entscheidenden Punkte für die Erinnerungslandschaft des Deutschen bildet die von der Renaissance getragene Entwicklung, die in Deutschland zur Reformation führte und Jacob Grimm im 19. Jahrhundert zu der Einschätzung brachte, das Deutsche sei unstreitig ein protestantischer Dialekt. Man kann mit einigem Recht davon reden, dass es die Zeit seit dieser kulturellen Schwelle, also seit dem 16. Jahrhundert, ist, die eigentlich das ausmacht, was wir meinen, wenn wir von »dem Deutschen« reden. Das ist der Zeitraum, in dem sich das Deutsche an die generelle Bewegung der Volkssprachen in Europa anschließt, die zur immer breiteren und vielfältigeren Verwendung zumindest der größeren europäischen Nationalsprachen führen sollte. In den folgenden Jahrhunderten war die Entwicklung der deutschen Sprache, aber auch die Entwicklung hin zu einer spezifischen Ausprägung bürgerlicher Kultur in Deutschland gekennzeichnet durch die Auseinandersetzung mit den Einflüssen der dominanten französischen Diskurse. In Deutschland wurde diese Auseinandersetzung mit der Sprache und den kulturellen Einflüssen des westlichen Nachbarn gleichzeitig zu einer Durchsetzung bürgerlich geprägter Verhaltens- und Sprechweisen gegenüber der adligen Führungsschicht. Dabei spielt der angemessene Sprachgebrauch als Element einer aufgeklärten Bildung eine zentrale Rolle.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatte sich so im Gefolge bildungsbürgerlicher Vorstellungen und Ideale eine spezifische Vorstellung von deutscher Sprache und Kultur entwickelt. Mit der Literatur und Dichtung von Spätaufklärung und Klassik, aber auch zum Beispiel mit den philosophischen und pädagogischen Texten der Spätaufklärung waren Signale gesetzt, die von der Gleichwertigkeit des Deutschen mit den europäischen Nachbarsprachen künden. Damit verbunden ist ein Bewusstsein vom spezifischen Charakter dieser Sprachkultur. Galt das Französische und die damit verbundene Kultur als rational und geradlinig, so wurde die deutsche Kultur als empfindsam und anpassungsfähig wahrgenommen, und die deutsche Sprache

als besonders geeignet, all diesen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Im Laufe dieser Verfestigung der eigenen Position bildet die deutsche Sprachgemeinschaft eine Eigenheit aus, die sie bis weit ins 20. Jahrhundert hinein kennzeichnen wird: die Sichtweise einer engen Korrelation zwischen Sprache, Nation und Staat. Positiv gelesen, kann man dazu sagen, diese Idee sei das Trojanische Pferd der Durchsetzung letztlich bürgerlicher Vorstellungen in einer aristokratisch und feudal organisierten Gesellschaft gewesen. Das »gegnerische« Französische steht in diesem Sinne nicht nur für die andere Nation, sondern auch für eine übernational gedachte Herrschaftselite. Das mag ähnlich implizit bleiben wie die Kritik gesellschaftlicher Zustände im literarischen Realismus, wirkmächtig ist es dennoch. Natürlich hat die Durchsetzung der Idee von der besonderen Bindungskraft sprachlichethnischer Beziehungen ihre Kosten. Für die deutsche Sprachgeschichte lassen sie sich als Verlust einer Kultur der Mehrsprachigkeit verstehen, wie sie in der k.-und-k.-Monarchie durchaus machtbewussteste Praxis geworden war.

Durch die politischen Veränderungen im 20. Jahrhundert hat die Idee von der monolingualen Staatsnation an Überzeugungskraft verloren. Dennoch hat die Zeit, die zwischen dem Ende des 18. und der Mitte des 20. Jahrhunderts lag, deutlich das ihre zur Innen- wie zur Außensicht der deutschen Kultur beigetragen. Auf sprachlicher Ebene hat das verschiedene Entsprechungen: Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts hatten die Dichter und Schriftsteller der späten Aufklärung und der Klassik und nicht zuletzt ein Philosoph wie Kant die deutsche Sprache in einer Form vorgeführt, die sie den anderen europäischen Sprachen gleichwertig erscheinen ließ. Nicht zuletzt Gedanken der sensualistischen Aufklärung und der Empfindsamkeit, die wir mit dem Namen Johann Gottfried Herders verbinden, hatten den Weg dazu geebnet, den spezifischen Charakter der einzelnen Sprachen neben ihrer gemeinsamen Basis zu betonen. Der bedeutendste Wortführer dieser Überlegungen war und blieb Wilhelm von Humboldt.

Mit seinem Namen sind denn auch nicht nur theoretische, sondern auch ganz praktische Folgen der sprachlichen und kulturellen Emanzipation verbunden, vor allem die Universitätsreform und die Entwicklung einer spezifischen Art gymnasialer Ausbildung, die für Deutschland typisch werden wird. Diese Universitäten sind die Orte, die im 19. Jahrhundert das Gepräge des Deutschen als einer leitenden Wissenschaftssprache bestimmen. Im Rahmen dieser Entwicklung wird auch der nationale und romantische Ton ein Teil des Bildes sein, das die deutsche Sprache und Kultur nach außen abgibt. Da sich aber im 19. Jahrhundert, je weiter es fortschreitet, die gesamte Sprachlandschaft verändert, geraten diese Entwicklungen bald in einen neuen Kontext.

Der gesellschaftliche Wandel löst allmählich die alten lokalen sprachlichen Zusammenhänge auf, in den Städten vor allem sammeln sich Menschen aus den verschiedensten Gegenden, und so bringt es die unsichtbare Hand dieses Wandels mit sich, dass die bis dahin alltäglich gesprochenen Dialekte ihren Status als die normale gesprochene Umgangssprache verlieren. Sie werden als gesprochene Normalform von sprachlichen Ausprägungen abgelöst, die sich an der in der Schule gelehrtten Schriftform orientieren. Und die Politik, im Willen die Einigkeit zu betonen, tut das ihre dazu, Rechtschreibung und Aussprache werden normalisiert und normiert. Das wird die Sprache des modernen Alltags werden, trotz allem auch die Sprache der demokratischen Emanzipation. Ihren idealen gesellschaftlichen Ort und die ihr entsprechende Kultur wird diese Sprachform finden in den großen Städten, insbesondere dann im Berlin der Weimarer Republik. Neue Sachlichkeit ist vielleicht nur ein Schlagwort, aber auf etwas wie diese emotional zurückgenommene Modernität läuft die Entwicklung denn doch hinaus, »Coolness« in allen denkbaren Medien, und damit auch in der Sprache. Auf der anderen Seite ist der Raum der öffentlichen Sprache und der politischen Kultur dieser Zeit gefüllt von den Traditionen, die aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts heraufgebracht

worden sind. Es finden sich hier viele der Redeweisen, auf denen das Sprechen und das kulturelle Gepräge des Nationalsozialismus aufbauen konnten. Im literarischen Raum der Sprache greift Verunsicherung um sich: Die Sprache gilt als nicht mehr verlässlich, was zu einer deutlichen Absetzung der literarischen Sprache und des literarischen Sprechens von den alltäglichen Formen führt. Andere Medien entwickeln sich, die als Beispiel und Vorbild dafür dienen, wie man den vielfältigen Anforderungen des modernen Alltags sprachlich gerecht werden kann.

Medienwandel und Sprachwandel

Nebenher hatte die gerade nachgezeichnete Entwicklung der Sprache und Kultur dazu geführt, dass Drucken und Schreiben und Gedrucktes und Geschriebenes lesen zu können zu den Leitkulturtechniken geworden waren. Wir sind oder wir waren eine schriftsprachliche Kultur des europäischen Typs – im Zentrum der Gutenberg-Galaxie. Die Vervielfältigung der kommunikativen Anforderungen vor allem im 20. Jahrhundert überschreitet bald die Möglichkeiten der traditionellen Vorgabe, sich an der literarischen Sprache zu orientieren. Vielmehr werden die Zeitungen, die es allmählich lernen, ihre Schreibweisen verschiedenen Themen und Erwartungen anzupassen, zum Leitmedium. Von daher ist auch zunehmend die Kultur unserer öffentlichen Rede geprägt. Die Typen von Texten, die sich in der Presse finden, werden als Vorschläge verstanden, wie man mit verschiedenen Situationen des modernen Alltags sprachlich zurechtkommen kann.

In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts deutet sich eine weitere Wende an, von der wir noch nicht genau wissen, wohin sie letztlich führen wird. Der kulturellen wie der sprachlichen Signale dafür gibt es einige. Die kulturellen wie sprachlichen Gewissheiten,

derer sich die bürgerliche Gesellschaft hatte rühmen können, scheinen ihre Bindungsfähigkeit zu verlieren. Sprachlich lässt sich beobachten, dass für das Deutsche wie für vergleichbare europäische Sprachen ein neues Stadium erreicht ist: Man muss mehr und mehr die Erfahrung machen, dass man in verschiedenen Bereichen mit der zentralen Rolle des Englischen als Weltsprache konfrontiert ist und mit den Interferenzen einer Kultur, die ein neues Verhältnis von Globalität und Regionalität mit sich bringt.

Sprachlich wie kulturell ist damit verbunden die zunehmende Bedeutung ehemals marginaler Gruppen, so vor allem der Jugend. Sprachliche und sachliche Merkmale einer jugendorientierten Kultur prägen in erhöhtem Maße das öffentliche Erscheinungsbild unserer Gesellschaft und verändern die normativen Erwartungen in der Gesellschaft. Wie immer man diese Entwicklung deutet: Nach einer langen Phase, die auf Vereinheitlichung und Standardisierung zielte, zu der mit einer generalisierten sprachlichen Bürgerlichkeit auch die gesellschaftliche Emanzipation angesagt war, geht es nun um Differenz und ihre Bedeutung. Gerade in Deutschland war der Boden für solch eine Entwicklung besonders günstig, da sich die gebildete Bürgerlichkeit, die mit ihrem standardsprachlichen Diskurs auf ihre Traditionen gebildeter Humanität verweisen wollte, durch ihre Anfälligkeit im Nationalsozialismus bei einer jungen Generation diskreditiert hatte. Das führt zum Ausprobieren und zum Ausbau alternativer Ausdrucksmöglichkeiten.

Diese Entwicklung hat nicht zu einer Ablösung der alten dominanten Muster durch eine neue herrschende Sprechweise geführt, sondern zur Vergrößerung der Wahlmöglichkeiten im Rahmen der mehr oder minder schon vorhandenen Optionen. Diese Art von Differenzierung ist deshalb möglich und funktioniert nur auf der Basis, dass die Einheitlichkeit eines standardsprachlichen Hintergrunds und ein differenzierter, durch die Druckmedien ausgestalteter Kommunikationsraum existiert. Es ist nicht so, als verschwände die Standard-

sprachlichkeit, wir alle sind in vielfältiger Weise mit ihr konfrontiert, sie ist die Folie sprachlichen Konsenses, der eine neue Vielfalt erlaubt. Das Aufkommen von sprachlicher Vielfalt hat aber nicht nur, vielleicht nicht einmal vor allem mit diesen einigermaßen bewussten kulturellen Entscheidungen zu tun. Die Welt unserer Sprache hat sich auch auf einer anderen Ebene gewandelt.

Die Veränderungen, die wir jetzt sei es als neue Vielfalt begrüßen, sei es als Verwirrung beklagen, aber auf jeden Fall erleben, sind wie die frühneuzeitlichen Entwicklungsschübe der Volkssprachen mit Verschiebungen in den Medien verbunden, in denen sich Sprache verwirklicht. Durch sie wird das Verhältnis der vorhandenen Sprachformen neu sortiert. Diese Verschiebung in dem, was es sprachlich gibt und was wir sprachlich für angemessen halten, beginnt allmählich in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als mit dem Rundfunk die nicht mehr an die direkte Anwesenheit gebundenen gesprochenen Formen und die nicht mehr an den Druck gebundenen Formen überörtlicher Kommunikation den Platz betraten. Was so einerseits sehr in der Nähe von Theatersprache und öffentlicher Rede auf der einen Seite, als gelesene Literatursprache auf der anderen Seite begann, entwickelte sich nicht nur zu einem Medium mit seinen spezifischen und eigenen Ausdrucksmitteln, sondern öffnete auch eine Möglichkeit, die dann vor allem im Fernsehen, dem Alltagsmedium der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zu seiner noch weiter gehenden Entfaltung kam. Mehr und mehr kamen uns mit diesen Mitteln nicht nur sprachliche Ausdrucksformen, sondern auch kulturelle Lebensformen ins Haus, die unsere normativen Erwartungen prägten und uns in einem Ausmaß den Vergleich von Lebenswelten erlauben, wie es bis dahin kaum der Fall gewesen war. Die Sprachformen, die sich in diesem Kontext entwickeln, werden zu einer zumindest passiv wahrgenommenen Koiné der Mediennutzer. Diese gemeinsame mediale Erfahrung führt allmählich zu der Konkretisierung neuer sprachlicher Normvorstellungen.

Viele der Texte, die uns in den elektronischen Medien präsentiert werden, liegen an der traditionellen Schnittstelle zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Sie sind an der übergreifenden Standardsprache orientiert, die bis dahin für viele Leute eigentlich keine rechte Entsprechung in gesprochener Form hatte. Mit den Textsorten der elektronischen Medien kommt Alltäglichkeit in die Sprechform des Standards. Der Standard wird vermündlicht, seine Schwankungsbreite wird so wahrgenommen. Was die Zeitungen in den hundert Jahren davor für das geschriebene Deutsch waren, nämlich ein Muster für verschiedene Textsorten und Stilmuster bürgerlich-demokratischer Schriftlichkeit, das wurden allmählich die elektronischen Medien für die gesprochene Sprache: eine Schule neuer Mündlichkeit. Dass die eine wie die andere Entwicklung mit dem Odium des Sprachverfalls geschlagen war, ist wohl unvermeidlich. Aber dennoch: Zu den Kulturtechniken dieser Zeit gehört auch die Kompetenz eines angemessenen Umgangs mit den medialen Formen. So ist denn heute das gebildete freie Sprechen der Fernsehunterhaltung am ehesten die Sprache mit dem höchsten Vorbildswert. Aber das gilt nicht nur für ihre standardisierende und vereinheitlichende Seite, von der wir bisher gesprochen haben. Gleichzeitig spiegelt die Allgegenwärtigkeit der verschiedensten Sprachformen in diesen Medien eine zunehmende Variabilität in der öffentlichen Sprache.

Differenzierung, Norm und Selbstverständnis

Vor allem über das Fernsehen erreichen uns Stile an Sprechern und Sprechhaltungen in enormer Vielfalt und sie werden mit einer Selbstverständlichkeit präsentiert, die bis vor etwa zwanzig Jahren kaum denkbar war. Auf diese Art und Weise wurde nicht nur die sprachliche Variation in einer so großen und differenzierten Sprachgemeinschaft wie der deutschen besser sichtbar. Diese sprachlichen

und damit verbundenen kulturellen Auftretensweisen gewinnen durch ihre öffentliche Wahrnehmbarkeit an Normalität, sie können so als zwar andersartige, aber in unserer Gesellschaft durchaus mögliche Optionen angesehen werden. Das sprachliche Verhalten löst sich von einigermaßen festen Schichten- und Rollenzuordnungen, es erscheint als die bewusste Wahl einer symbolischen Positionierung der eigenen Person in der jeweiligen Situation. Man ist dann auch nicht auf einen dieser Stile festgelegt, das heißt man kann sich ohne prinzipiellen sozialen Schaden in einer anderen Situation auch anders positionieren.

Diese Entwicklung entspricht dem, was die Kulturosoziologen als die symbolische Dominanz lebensstilorientierter Konzepte beschreiben. In der Sprache wie in anderen symbolischen Auszeichnungen in unserer Gesellschaft haben wir mit dem Bewusstsein zu rechnen, dass uns Elemente der kulturellen Kennzeichnung des eigenen Ich relativ beliebig zur Verfügung stünden. Es ist nicht Zufall, dass hier der Konjunktiv *stünden* gewählt wurde. Denn natürlich sind die Traditionen des Sprechens und Interagierens, von denen unsere Gesellschaft die letzten beiden Jahrhunderte gesteuert war, nicht ins Nichts verschwunden. Beliebig wechseln kann man die Kulturen nicht, da man nicht vergessen kann, was man kulturell als grundlegend angenommen und gelernt hat. Dennoch ist vor diesen dem Einzelnen diffus erscheinenden Traditionen eine Vielfalt von Wahlmöglichkeiten erschienen, die auch mit den gewachsenen kulturellen Einflüssen von verschiedensten Seiten zu tun haben.

Einen ersten Schritt dazu stellt schon die Europäisierung des Bewusstseins dar, die viele der in den mittleren Jahren stehenden Bewohner der deutschsprachigen Staaten mitgemacht haben. Damit ist vielleicht eine grundlegendere Veränderung angebrochen, als man auf den ersten Blick denken würde. Über lange Zeit waren die Differenzmerkmale zwischen den Sprachen und den Staaten als grundsätzlich angesehen und konzipiert worden, die Sprachen schienen selbst eine unterschiedliche Weltansicht zu tragen. Der Akzent hat sich ver-

schoben, es findet eine kulturelle Europäisierung statt, die durchaus von einer sprachlichen begleitet wird. Gleichzeitig musste man wahrnehmen, dass moderne europäische Kontexte einen immer häufiger in Situationen bringen, die ein mehrkulturelles Wahrnehmungs- und Ausdrucksschema bedingen. Das Fremde bekommt in gewissem Umfang einen Platz im Gesichtsfeld des Eigenen – und das macht allmählich die Schärfe dieser trennenden Begriffe obsolet. Mediale Einflüsse, erhöhte Mobilität des Einzelnen und Folgen von Migrationsprozessen konfrontieren uns mit andersartigen kulturellen Erfahrungen und anderen sprachlichen Welten. Dadurch wird unter anderem auch sichtbar, dass die Differenzen im zentralen europäischen Raum doch stärker von gemeinsamen Traditionen des Sprechens und des kulturellen Selbstverständnisses geprägt sind, als das die Abgrenzungsbedürfnisse nationalen Denkens nahe legen.

Aber natürlich verdeckt das nur ein Problem: Wo bleiben die Konturen des eigenen kulturellen Kontextes? Denn Unterschiede bleiben natürlich, jedoch ist Unterschied nicht gleich Unterschied. Um diese Frage ging unter anderen der inzwischen abgeflaute Multikulturalismustreit, in dem der kulturelle Eklektizismus einer deutschsprachigen Bildungsmittelschicht relativ unbedacht mit den sprachlich komplizierteren Integrationsfragen von Migranten in einen Topf geworfen worden war. Aber wie der Fortgang der Diskussionen zeigte, die Frage der jeweiligen Sprache ist doch nicht so unerheblich. Und das nicht nur, weil man die Kenntnis einer weiteren Sprache, ihre gute Beherrschung nicht geschenkt bekommt, sondern weil uns die erste Sprache, in die wir mehr hineingewachsen sind als dass wir sie gelernt haben, uns beiläufig in die Traditionen kultureller Selbstverständlichkeiten hineingeführt hat, deren Relativierung keine einfache Aufgabe darstellt.

In die Sprache, zuvorderst natürlich in die Konzepte, die in ihren Wörtern eingefangen sind, ist das Gedächtnis einer Kultur eingeschrieben, und sprachliche Handlungsweisen wie zum Beispiel die

Realisierungen des Redens zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen und Schichten kennen ihre kulturelle Prägung, deren Beherrschung etwas wie das Gefühl kultureller Zusammengehörigkeit erzeugt. Dennoch: Durch die weitaus vielfältigeren Erfahrungen, die man mit Kulturen und Subkulturen anderer Art gemacht hat, ist die Lage unübersichtlicher geworden.

Seinen Niederschlag hat das Problem in der Aufregung um das Konzept einer Leitkultur gefunden. Der Streit um dieses Wort und seinen Gehalt hat jedenfalls klar gemacht, dass die Eindeutigkeiten inzwischen weitaus geringer geworden sind, als sie das vor zwanzig oder dreißig Jahren noch gewesen wären. Damals wurde Variation in der sprachlichen wie kulturellen Erscheinung unserer Gesellschaft unter dem Dach einer einigermaßen einheitlichen Standardsprache und einer im Wesentlichen geteilten kulturellen Übereinkunft zusammengefasst und somit als sekundär behandelt, so dass Kritik allenfalls an dieser Hierarchisierung von Erscheinungen geübt wurde. Inzwischen ist es so, dass das Individuum seine Erkennbarkeit in der Gesellschaft auf symbolische Weise eindeutiger sichern muss, da eine egalitäre und weniger traditionsgebundene Erscheinungsform des sprachlichen und kulturellen Lebens keine automatischen Zuordnungen erlaubt. Insbesondere gilt, dass die Standardsprache durch die weitgehende Durchsetzung der Kenntnis dieser Norm als Eliten-Symbol nur mehr wenig geeignet ist.

Analoges gilt für andere Ebenen der Symbolisierung. So haben zwar sprachlicher Standard und eine Orientierung an einer Mittelschichtnorm gesellschaftlichen Handelns nach wie vor einen wichtigen Platz im Funktionieren des Gesamtgefüges. Der sprachliche und kulturelle Platz des Einzelnen wird dann aber durch eine Kombination aus verschiedenen Inventaren bestimmt, so dass von der Nutzung eines bestimmten Inventars zum Beispiel kein einfacher Schluss auf die soziale Schicht des Nutzers möglich ist. Der kulturelle deutsche Wald besteht aus vielen subkulturellen Bäumen.

Vielfältig, aber erkennbar

Die bürgerliche Kultur, ohne verschwunden zu sein, hat doch ihre eindeutige Geltung, ja auch ihre dominante Erscheinungsform gewandelt. Das ist eine der symbolischen Wahlmöglichkeiten, die von der Entwicklung vorangetrieben worden sind, die von den Kulturosoziologen in den letzten Jahren ausgemacht und mit verschiedenen Benennungen bedacht worden sind. Je nach theoretischer Ausrichtung und spezifischem Interesse spricht man von der Diffusion von Lebensstilen, von Milieus oder von den Folgen der Individualisierung der Gesellschaft, die sich in solchen Erscheinungen niederschlugen. Im Sprachlichen hat das, wie immer man seine längerfristige Geltung einschätzen will, zur Folge, dass Variation, die zweifellos auch vorher schon vorhanden war, einen höheren Stellenwert in den Diskursen der Öffentlichkeit gewinnt. Wichtig an dieser Veränderung ist, dass sie auf einer schriftsprachlich basierten Standardsprache fußt, die weitgehend beherrscht und als kommunikatives Bindeglied auch verwendet wird. Dadurch hat sie aber weitgehend ihre Funktion als Ausweis sozialer Gruppenzugehörigkeit verloren, so dass an dieser Stelle ein neuer Differenzierungsbedarf entsteht, der sich aus verschiedenen Quellen speist.

Zum einen werden sprachliche Merkmale zur Selbstidentifikation gewählt, die in traditionell gebundenen Kontexten bereits eine Rolle gespielt hatten. Das ist der Grund dafür, warum regionale Kennmerkmale in eine Sprachform aufgenommen werden, die das funktional gesehen gar nicht nötig hätte. In tendenziell regional ungebundenen Zeiten tendieren nicht zuletzt die Gruppen moderner gebildeter Städter mittleren Alters dazu, in einer neuen Regionalität bewusst Bindungen der Herkunft anklingen zu lassen. Und auch hier kann man aus dem Fernsehen lernen, man betrachte etwa die Rollen-Ichs der verschiedenen *Tatort*-Kommissare des deutschen Fernsehens, um auf ein vermutlich weithin bekanntes Genre hinzuweisen.

Zum anderen spielen aber verschiedene von der traditionellen Einbindung getrennte Symbolisierungs-codes eine Rolle. Wir fühlen uns den unterschiedlichsten Gruppen zugehörig und werden so zu Fachleuten in den verschiedensten Nischen der modernen Alltagskultur. Das ist keine soziologische Fiktion: Schon allein das Angebot, das jede größere Bahnhofsbuchhandlung an Zielgruppenzeitschriften vorhält, vermag einen von der Vielfalt der verschiedenen Fachlichkeiten zu überzeugen.

In diesen Kontext gehört nun auch, dass damit das Einbringen von Erfahrungen kultureller und sprachlicher Art aus anderen Kulturen einen neuen Platz und eine neue Funktion gewinnt. Die Entlehnung von Elementen aus anderen Sprachen in das Deutsche hat es immer gegeben, und der Gebrauch von fremdsprachlichen Elementen hatte auch häufig eine sozialsymbolische Bedeutung, so das Einstreuen von französischen oder lateinischen Wendungen als Symbolen von Bildung. Nicht umsonst ist das Misslingen dieser Funktion ein typisches Komödienthema. Dennoch gerät die Verwendung von englischsprachigen Elementen heutzutage unter den geschilderten Bedingungen in ein anderes Licht. Sowohl für die Signalisierung eines an Jugendllichkeit orientierten Duktus wie als Ausweis der Fachlichkeit in verschiedenen recht spezifischen Hinsichten haben sie die Funktion, die normale Teilhabe an diesem kulturellen Teilbereich auszuweisen. So gesehen handelt es sich eigentlich um etwas anderes als die altbekannten Entlehnungen oder das modische Wechseln in das eine oder andere moderne Wort. Im Inventar der für ein Individuum als angemessen erscheinenden Lebensstile finden sich heutzutage immer öfter einige, bei denen die Zugehörigkeit mit der entsprechenden Kenntnis des Englischen verbunden ist. Eine relevante Rolle spielt das auch deswegen, weil Englischkenntnisse gewissen Ausmaßes bei einem erheblichen Teil der Bevölkerung vorausgesetzt werden. So gesehen formt eine relevante Menge von Sprechern des Deutschen ihr Selbstbild auch aus subkulturellem Material, das englischsprachig enkodiert wird. Das

bricht nicht den Primat des Deutschen als Standardvarietät, diese interne Mehrsprachigkeit ist damit aber ein Teil der deutschen Sprachkultur. Es ist offenkundig, dass aus diesem Grund die Frage nach der Stellung, Notwendigkeit und Ersetzbarkeit von Anglizismen, um die viele sprachkritische Diskussionen kreisen, wesentlich schwerer zu beantworten ist. Eigentlich ist mehr über die Adäquatheit der Verwendung in bestimmten Kontexten zu sprechen. Wenn in der Werbung unabhängig von der Zielgruppe englische Slogans gestreut werden, ist das in diesem System symbolischer Sprachwahl nicht besonders funktional.

Ein ähnliches Beispiel stellt die Beobachtung dar, dass in letzter Zeit bestimmte Elemente des Türkischen, bestimmte Emotionswörter, eine bestimmte Intonation Eingang in jugendsprachliche Kommunikation gefunden haben, selbst wenn keine Sprecher aus einem türkischsprachigen Kontext beteiligt sind. Damit wird eine Technik angewandt, um Distanz zum gesellschaftlichen Mainstream zu signalisieren, die sich in amerikanischen Großstädten entwickelt hat: Man identifiziert sich symbolisch – und mehr oder minder spielerisch – mit marginalisierten Gruppen in städtischen Milieus, um so die »Andersartigkeit« der eigenen Identität zu betonen.

Kultur ohne Sprache?

Wir haben bisher vorausgesetzt, dass Sprache in die kulturelle Entwicklung einer Gemeinschaft eingebunden ist, mehr noch, dass sie eigentlich Teil der kulturellen Erscheinung der jeweiligen Sprachgemeinschaft ist. An dem kurzen Streifzug durch wesentliche Übergangszonen der Geschichte des Deutschen haben wir diese Zusammenhänge aufgezeigt. Vor allem der Blick auf die letzten zweihundert Jahre der Geschichte der deutschen Sprache zeigt daneben auch, dass sich mit den kommunikativen Verhältnissen auch die Vorstellungen

ändern, die man von angemessener oder gar guter Verwendung der Sprache hat. Jede Zeit hat somit ihre Sprachkultur.

Aber vielleicht ist dieser historische Blick auf Sprache und Kultur zu oberflächlich, vielleicht ist die Verbindung zwischen Sprache und Kultur ja viel grundsätzlicher anzugehen. Was macht Kultur aus? Wie wichtig ist die Sprache für eine Gesellschaft wie die unsere, wie prägt sie unsere Kultur – oder soll man sagen: unsere Kulturen?

Mit einem gewissen Recht kann man sagen, dass zwar Kultur ihren Niederschlag in den verschiedensten Erscheinungsformen findet, dass aber ohne Sprache die Entfaltung einer Kultur beschränkt bleibt. Kulturelle Ordnungssysteme sind Vorschläge zur Deutung der Erscheinungen, die wir in der Welt wahrnehmen. Wenn wir uns austauschen wollen über die Gültigkeit solcher Vorstellungen, kommen wir ohne das Vermögen der Sprache nicht aus, mit einer begrenzten Anzahl von Regeln über alles sprechen zu können, was in der Welt und was in unseren Vorstellungen ist. Behaupten, Gründe angeben, in der diskursiven Praxis ein Interpretationsgleichgewicht schaffen: Das alles ist Aufgabe des sprachlichen Handelns des Menschen, die es einer Gemeinschaft erlaubt, sich über gemeinsame Normen zu definieren. Menschliche Kultur ist von solchen Übereinkünften geprägt.

Sprache, so sagt man, prägt unsere Welt. Was kann das heißen? Dass Sprache die Welt des Menschen präge, ist zunächst einmal eine Aussage über die Natur der Menschen insgesamt, sie übergreift die kulturellen Unterschiede. Georg Christoph Lichtenberg hat in einem seiner Aphorismen den Menschen einmal das »Ursachen-Tier« genannt, von den anderen animalischen Wesen dadurch geschieden, dass er über die Gründe all der Dinge räsoniere, die er da ablaufen sehe. Nun sagt das noch nichts darüber, dass der Mensch Sprache benutzt, es ist aber offenkundig, dass komplexere Interaktionen mit dem Ziel, Gründe für Behauptungen zu kennen, ihre Zulässigkeit, Kompetenz und Konsensfähigkeit zu beurteilen, das sprachliche Vermögen des Menschen brauchen. So ist denn auch das Kind, das noch nicht spricht,

wie es das lateinische *infans* nahe legt, erst auf dem Weg zum Menschen, mag ihm auch die Sprachfähigkeit angeboren sein. Aber die angeborene Fähigkeit, Sprachen schnell und relativ leicht zu beherrschen, ist, wie andere biologische Dispositionen auch, eine Voraussetzung dafür, in der jeweiligen Gesellschaft, in die der Mensch hineingeboren wird, sprachlich und kulturell angemessene Reaktionen erwerben zu können. Mit der eigenen Sprache werden dann zumindest die Geschichten von den Erscheinungen erworben, die eine gemeinsame Sprachkultur für erzählenswert hält. Darauf lässt sich, wie wir gesehen haben, aufbauen.